

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 173

Posen, den 31. Juli 1929

3. Jahrg



(8 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Keiner von uns sprach ein Wort, bis der Vorhang er-
reicht war. — Mein Freund blieb stehen und deckte die Hand
über die Augen.“

„Sagen Sie, Herr Graf, ist das da drüben nicht Ihr
Gärtner?“

Vor einem blizhauberen, mit wildem Wein umrankten
Häuschen standen zwei junge Männer und unterhielten sich
über den Zaun hinweg. Graf Eckartstein sah scharfer hin:

„Freilich, das ist der Wilhelm.“

„Und der andere?“

„Unser Lehrer.“

„Lechpointner heißt er, nicht wahr?“

„Ja, ein sehr ordentlicher Mensch; er stammt aus Nie-
dingen, hat alle seine Prüfungen mit „vorzüglich“ bestanden,
und ich habe ihn selbst mal — ehe er die Anstellung erhielt
— als Bibliothekar und Sekretär beschäftigt.“

„So — so.“

Die beiden grüßten als wir näher kamen.

„Grüß Gott, Herr Lechpointner,“ sagte Graf Eckartstein
freundlich, „immer noch fleißig?“ und er deutete auf das
Grabsteinchen, das der junge Mann in der Hand hielt. —

„Gewiß, Herr Graf, ich muß die Abendstunden ausnützen,
aber es lohnt sich auch, die Rosen stehen prachtvoll, gelt?“

„Ich wollte ma eben ein paar Senta holen,“ meinte Neu-
bauer, „von den „Etoile de France“ und „Gloire de Dijon.“

„Ach, das wäre schön, vielleicht helfen Sie uns mal aus,
Herr Lechpointner!“

„Aber gewiß, Herr Graf! Aber gern!“

„Ein netter, bescheidener Mensch,“ sagte Graf Eckartstein,
als wir weitergingen, „finden Sie nicht auch, Herr Müller?“

„D ja, er macht einen ganz sympathischen Eindruck, nur
— darauf gebe ich nicht viel. Der häßlichste Mann meiner
Bekanntschaft war ein Philantrop größten Stils und das
schönste Frauenzimmer, das ich je sah, eine doppelte Kindes-
mörderin.“

Wir schritten über den von zwei über dem Portal
hängenden, fünfhundertkerzigen Bogenlampen fast taghell er-
leuchteten Schlosshof und traten in die Halle. —

„Gelt, meine Herren, meiner Tochter sagen wir aber nichts
von all' den Sachen!“

Da kam das junge Mädchen auch schon wie ein Wirbel-
wind die Treppe herab.

„Gott sei Dank, weil du nur wieder da bist, Papa, und
so arg hab' ich mich schon gesorgt!“

„Liebe, kleine Maus!“ Lachend nahm Graf Eckartstein
seine Tochter in die Arme und küßte ihr die Wangen, dann
wandte er sich um. „Also, auf Wiedersehen meine Herren,
in einer Stunde essen wir zu Abend — —.“

6.

„Ja, Himmel noch einmal, was ist denn?!“ Schlaftrunken
richtete ich mich auf und blinzelte, weil das grelle Licht der
kleinen, elektrischen Nachttischlampe meine Augen blendete.

„Ist etwas passiert?“

Mein Freund, der fix und fertig angezogen vor mir stand,
hockte sich auf den Bettrand.

„Schrei doch nicht so wie ein Hochgeier! Und passiert ist
gar nix, ich wollte dich nur fragen, ob du mitkommst.“

„Nekt, mitten in der Nacht?“

„Erlaube mal, mein Kerlchen, es ist genau ein halb fünf
Uhr. In Neustadt mußt du manchmal noch zeitiger aus der
Baba kriechen.“

„Ach was,“ ich drehte mich ärgerlich um, „das ist Dienst!“
„Hier auch, mein Lieber! Weißt du, Ernst, mir läßt die
Geschichte mit dem „verzauberten Wald“ keine Ruhe.“

„Und da hoffst du, jezt etwas zu finden?“

„Jedenfalls möchte ich noch mal die Dichtung absuchen, also
nur keine Müdigkeit vorschützen!“

Wohl oder übel mußte ich das warme Nest verlassen, und
meine Stimmung besserte sich erst, als Klien auf dem
Spirituskocher Kaffee kochte, ein paar Kekse bereitstellte und
als Seelenwärmer zwei Weingläser halb voll Cognac
schenkte. —

„Berrückt, total plemplem! Die Lumpen fangen wir heut'
morgen doch nicht!“

Peter grünte.

„Nee, aber wir wollen den Herrschaften mal ein bißel in
die Karten gucken. Wenn es einem braven Hirsch oder guten
Bock gilt, würdest du nicht so viel Klamauf machen.“ —

Das stimmte, und etwas beschämt zog ich meinen dicken
Godenanzug an. —

Zehn Minuten später traten wir hinaus in die stern-
klare, frostkalte Nacht, die schon den beginnenden Herbst
ahnen ließ. — In der Dunkelheit leuchteten ein paar feurige
Punkte auf, kamen langsam näher, — eine Kaze, die sich
auf einem Beutezug befand oder nächtlichen Liebesaben-
teuern nachging. —

Aber plötzlich schreckte ich zusammen. Ueber die kurz-
gehorrene Nasenfläche huschten zwei von dem ungewissen
Sternenlicht ins Riesenhafte vergrößerte Schatten, gleich
darauf ein wütendes Gebell, und ein paar mächtige Wolfs-
hunde verstellten uns mit drohend gefletschtem Gebiß den
Weg.

„Verdammt noch mal!“ knirschte mein Freund. Doch da
klirrte drüben in der Gärtnerwohnung ein Fenster.

„Hallo! Wer is'n da?“

„Wir!“ rief Klien, „die Jagdgäste des Herrn Grafen!“

„Na, warten S'e man!“

Gleich darauf drehte sich kreischend ein Schlüssel im Schloß,
und Wilhelm, nur mit Hose und Holzpantoffeln bekleidet,
schlürfte näher.

„Hel „Tiras“ — „Nero!“ Wollt ihr wohl!“ Sofort ver-
stummen die Hunde und drückten sich scheu beiseite. „Ent-
schuldigen S'e man, meine Herren, aber die Biester sin' ja
rein wie doll' uff'n Mann dressiert, gleich kommt ihr her, ihr
Ranaillen!“

Peter zog ein Geldstück aus der Tasche.

„Hier, Herr Neubauer, tut mir leid, daß wir Sie aus dem
Schlaf gestört haben.“

„Ach, det macht weita nisch, Herr Mülla, is' jern jeschehen,
danke noch scheen! S'e wollten wohl mal 'n kleen Spazier-
jang machen un' sich d'e Hirschbull'n anseh'n?“

„Ja, nach der „Försterwiese.“ Uebrigens, sind die Rötter
gegen alle Fremde so scharf?“

„Und ob! Det will ich woll meenen! Ich bin da Einzige,
dem d'e Biester parier'n, nich' mal der Herr Graf oda ena
von d'e Dienerschaft darf sich in d'e Nähe maachen, awa ham
müß'n ma d'e Hunde, sonst klauten ja d'e Leute alles Obst
von d'e Bäume, janz zu schweichen von meine Tomaten un'
Surken!“

„So, ja, das ist richtig. Aber — Sie werden sich erkälten.
Nochmals besten Dank!“

„Bitte scheen, Herr Mülla, imma jern zu Diensten!“

„Dumm, daß der Kerl uns sehen mußte!“ sagte ich.

Doch mein Freund schmunzelte nur.

„Meinst du? Vielleicht hatte dieses kleine Intermezzo auch
seine guten Seiten.“ Dann schwieg er hartnäckig, und alle
meine Fragen beantwortete er nur mit einem: „Abwarten!
Am Ende kommst du noch von selbst auf den Trichter!“

Das geheimnisvolle Weben des Hochwaldes umging uns.
Irgendwo regte ein erwachender Vogel seine Schwingen, ein
Stück Wild brach im Unterwuchs und flüchtete vor uns über
den Weg. — Ich mußte achtgeben, um nicht über eine der
knorrigen Luftwurzeln zu stolpern, die sich wie ringelnde

Schwangen am Boden wanden — Allmählich gewöhnte sich das Auge an das alte Konturen verzerrende Ziellicht. Gleich durch gepenstlichen Armen schienen die Nester der Randbäume nach uns zu greifen jeder alte Stubben nahm Gestalt an, und die immer geschäftige Phantasie gaukelte dem Sinn allerhand Trugbilder vor.

So sicher, als sei er in seiner Heimat, ging Klien den Weg, den wir erst einmal betreten hatten, — nur ein paarmal blieb er lauschend stehen und horchte in das rätseltiefe Schweigen der Nacht. —

Der Boden wurde elastischer, ich hatte das Gefühl, als ob wir über weichen Gummi schritten. Peter zog aus der Manteltasche des Ufters die Revierkarte und betrachtete sie bei dem mattrot glimmenden Feuer seiner Zigarette.

„Aha, hier müssen wir nach rechts abbiegen, sieh mal, das da drüben ist schon das „Teufelsmoor“, und er deutete mit seiner hageren Hand in die Dunkelheit, dorthin, wo wogende, wallende Nebelschleier brodelten, in breit hingelagerte Streifen auseinanderflossen, sich zu phantastischen Gestalten ballten und als undurchdringliche, grauweisse Wand näher heranschoben. —

War es die Kühle des beginnenden Morgens? Ein Frösteln rann mir über den Rücken, unwillkürlich tastete ich nach der Hüfttasche, in der ich die gesicherte Mehrladepistole trug.

Mein Freund sah mich lächelnd an, als habe er meine geheimsten Gedanken erraten.

„Ja, mein Kerlchen, es ist etwas eigenes um die Stunden der Finsternis, in denen die dunklen Mächte ihr Spiel treiben. — Aus Jägern werden mitunter Bejagte!“ —

Zwei Schritte vom Waldbrand entfernt pirschten wir weiter bis zu dem freien Heidestück, das uns von dem jenseitigen Dickungsrand, dem „verzauerten Wald“, trennte.

Da!! Ein jähes Aufleuchten, ein Zischen. — Pfeilgrad hob sich eine wunderbar leuchtende Kugel aus der schwarzen, wie von Stahlblöcken gefügten Mauer des Unterholzes, stieg lotrecht empor bis in schwindelnde Höhe, blieb für eines Herzschlags Dauer regungslos stehen und zerplatzte dann mit dumpfem Knall in einem Sprühregen silberschimmernder Sterne.

„Was — ja um Himmelswillen — was ist das?!“ Ich umkrampfte den schlanken Stamm einer Esche und starnte —.

Gelassen nahm Klien die Zigarette aus dem linken Mundwinkel, — ein leises Lachen.

„Das siehst du doch, ein kleines Feuerwerk, das unsere Herrn Gegenspieler als Ueberraschung in Szene gesetzt haben.“ —

„Aber, ich bitte dich, wer denn nur?! Wer?! Und wie konnten sie wissen?!“

„Frag' nicht so viel und — so naiv, Geschwindigkeit ist keine Hexerei, wenn man eine nur halb so weite Strecke zurückzulegen braucht.“

„Halb so weite Strecke —?!“ Ich wußte nicht mehr wo und wie mir der Kopf stand. „Und nun?!“

Peter zuckte gleichmütig die Achseln.

„Den Weg da hinüber können wir uns sparen. Komm', jetzt wollen wir wenigstens sehen, ob sich in der Dichtung etwas finden läßt.“ —

Mein Freund schlug einen weiten Bogen durch das Altholz. Im Osten dämmerte ein opalfisierender, milchiggrauer Schein empor, ging über in ein mattes, rosafarbenes Dämmerlicht, ein schwefeliges Gelb, und dann schossen leuchtende, flammende Strahlengarben empor, ein Meer voll Licht und Glanz, flutendem, feurigem Sonnengold, — siegreich trat das Tagesgestirn seinen Lauf an.

So benommen war mir, daß ich hätte glauben können, all' dies' Erleben der letzten Stunden sei nur ein wüster, wirrer Traum gewesen.

Aber Klien ließ mir keine Zeit meinen Gedanken nachzuhängen. Wie ein sichernder Fuchs schlich er, immer in Deckung der Randbäume und wuchernden Wacholdersträucher, am Waldbrand entlang, winkte mich heran und kroch dann in einem metertiefen Abzugsgraben, bis zu der vorspringenden Dichtungsecke.

„So, Ernst, nun mal sachte, immer mit Tuchfühlung! Und jetzt paß' auf, mein Junge: jedes alte Karnickelloch, jeder hohle Stubben wird genau untersucht, ob sich etwas Verdächtiges finden läßt! Aber möglichst geräuschlos!“

War das eine elende Kriecherei! Schon nach den ersten zehn Minuten rann mir der Schweiß in Strömen vom Leib. Die niedrighängenden Fichtenäste peitschten Gesicht und Hände, ein Sprühregen trockener Nadelspren fiel unablässig von oben herab in den Nackfragen, und Arme und Rücken schmerzten. —

Doch dann stieß mein Freund plötzlich einen halblauten Triumphschrei aus:

„Komm mal her, mein Kerlchen! Heureka!“

Auf einer kleinen, kaum fünf Quadratmeter großen Blöße stand der alte, halbvermorschte Wurzelstock einer mächtigen Samenliefer. Klien hob die dichte Moosschicht ab und — ein kurzes, bleiernes Wasserleitungsrohr wurde sichtbar, daneben der winzige Rest einer schwefelgetränkten Vunte. —

„Genau wie ich mir dachte!“ Befriedigt schob Peter das Fundstück in die Tasche und kragte sorgfältig ein paar rötliche Körnchen zusammen.

„Was ist denn das?“

„Biehälz, mein Lieber, das benutzt der geriebene Bursche, um damit die Brenndauer der Zündschnur zu regulieren. Na — ich schätze, der Spuk wird bald genug ein Ende nehmen!“ Und er lachte ein fast lautloses, seltsam trockenes Lachen, das dem, welchem es galt, nichts Gutes verhieß. — — —

* * *

Die Frühstücksstunde war längst verstrichen, als wir ermüdet und in nicht gerade salonsfähigem Zustand, in Niedingen eintrafen. Ohne auf die erstaunten Gesichter der Dienerschaft zu achten, ging mein Freund geraden Wegs auf Graf Eckartsteins Arbeitszimmer zu und klopfte an die Türe:

„Herein!“ — Der Hausherr blickte von seinen Schreibereien auf und legte erstaunt die Feder beiseite: „Ja, meine Herren, wo kommen Sie denn her? Und — wie sehen Sie aus?!“

„Ein bisschen räubermäßig,“ Klien schmunzelte, „dafür haben wir auch allerlei Interessantes erlebt —,“ und er berichtete kurz, knapp, ohne überflüssige Worte. —

Graf Eckartstein war sehr ernst geworden. Schweigend schob er uns die Kiste mit den Zigarren hin und spielte nachdenklich mit dem Falzbein.

„Also doch —,“ sagte er nach einer Weile. „Also doch, eine ganz regelrechte Verschwörung. — Aber was nun?!“

Mein Freund hatte die Beine übereinander geschlagen, in seinem harten, hageren Gesicht zuckte keine Muskel.

„Ich glaube selbst, daß wir handeln müssen. An welchem Tage trifft Fürst Zdenko ein?“

„Genau in zwei Wochen, 18.45.“

„Gut.“ Peter staubte vorsichtig die Asche von der Spitze seiner „Aromatica“. „In vierzehn Tagen. Da ist natürlich eine Vermehrung des Personals unerlässlich.“

„Gewiß. Ich war gerade dabei, an ein Lohndienerinstitut zu schreiben.“

„So. — Und ich möchte Sie bitten, die Briefe nicht abzuschicken.“

„Was — as? Ja, soll denn der Besuch abgesagt werden?“

„Nein, kein Gedanke. Aber ich möchte die Leute selbst auswählen und zu diesem Zwecke noch heute nach München fahren.“

Ueber die Züge des Schloßherrn glitt ein verstehendes Lächeln.

„Ah so! Ihre Hilfstruppen?“

„Ganz recht, Herr Graf; zuverlässige, erprobte Beamte, die natürlich einzeln eintreffen und zum Teil in den Förstereien untergebracht werden müssen.“

„Hm — wird das keinen Verdacht erregen?“

„Ich wüßte nicht weshalb. Es sind doch auch früher schon größere Jagden in Niedingen abgehalten worden?“

„Freilich, in jedem Jahr. Nur — wenn nun doch etwas passierte?“

„Unbesorgt, Herr Graf! Dafür übernehme ich jede Bürgschaft. Und ich will Ihnen noch mehr verraten: Die Attentäter sind mir genau bekannt, ich könnte sie heute schon verhaften lassen.“

„Ja, aber.“ Graf Eckartstein sah uns ganz perplex an, „Weshalb ich es nicht tue? Sehr einfach, weil ich den Leuten vielleicht ein paar kleine Ungehelichkeiten, aber keine größere strafbare Handlung nachweisen kann.“

„Ich denke, es sind dieselben Lumpen, die den Forstmeister Himmelstößer ermordet haben?“

„Aller Borausicht nach, ja. Doch das vermute ich nur, Gewißheit kann allein ein durch Ueberraschung erzielltes Geständnis geben.“

„Gut. Sie müssen das natürlich besser beurteilen können, als ich. Und wie viele Helfershelfer werden Sie im ganzen brauchen?“

„Darauf muß ich mit einer Frage antworten, Herr Graf. Wenn ich recht verstanden habe, trifft Fürst Zdenko am 15. September abends in Loßberg ein?“

„Ganz recht, zusammen mit dem Adjutanten, Herrn von Bidacowicz und noch zwei Herren. Vicomte de Buissere und Herrn von Korff, außerdem nur dem Kammerdiener und dem Büchsenspanner.“

Mein Freund machte sich ein paar kurze Notizen in sein Merkbuch.

„Und wie ist das Programm?“

(Fortsetzung folgt).

Fünf Kilometer Weltausstellung.

Vom „Tibi dabo“ zum Montjuich. — Volkstrachten und Volkstänze. —

„El Pueblo Espanol“: die Stadt der Baukunst.

Wer würde es wohl versäumen, wenn er Berlin zum erstenmal besichtigt und sich den Gesamteindruck dieser Stadt vor Augen führen will, auf den Kreuzberg zu steigen oder auf den Turm? Was in Paris der Blick von der Madeleine auf dem Montmartre oder vom Eiffelturm herab dem Beschauer gewährt, was in Wien der Blick von der Gloriette über dem Parke von Schönbrunn an Schönheit in Aussicht stellt, das gewährt in Barcelona der „Tibi dabo“.

Von hier schweift der Blick hin über die große Stadt, über diese eigenartig barocken Türme und Kuppeln, über den weiten Hafen und rückwärts auf das Felsmassiv der Montserrat-Gruppe in den Pyrenäen. Hier, auf der einen Seite das funkelnde Weiß des Häusermeeres über der azurnen Bucht, dann weiter die sanft ansteigende Ebene, auf der rötlich der Sonnenglast schimmert, und endlich blau aufgewuchtet und in zarter, grauer Silhouette verschwimmend der Berg des Heiligen Graal . . . „Im fernen Land, unnahbar euren Schritten!“

„Tibi dabo“! Dies alles will ich dir geben, so sprach der Führer auf dem Berge zu dem Herrn. Die Legende gab diesem Berg seinen Namen. O ja, es ist verführerisch schön hier oben, und die Begehrlichkeit lockt mehr noch hinab zur Stadt und hin zu den Seehügeln des Montjuich, wo die Schätze einer Welt zusammengetragen sind, als rückwärts in die Einsamkeit der fernen Berggipfel.

Ob die Weltausstellung wohl dem Lunapark Barcelonas, dem „Paralelo“, viel Abbruch macht unter dem Volk der Matrosen, der Hafnarbeiter und der Zigarrenmädchen? Voll, überfüllt ist er auch jetzt, wie nur immer der Prater oder der Lunapark sein kann. Und überall werden auch hier die bekannten Plakate der Vitrassäulen: „Besucht die Weltausstellung in Barcelona!“ Nur, daß eben auf spanisch geworben wird. Da wundert man sich ein bißchen, wenn man hinansteigt zu den Hängen des Montjuich, auf dem die Weltausstellung fünf Kilometer lang hingestreckt liegt, daß gleichwohl so viel Menschen mit hinausstürmen.

Die Ausstellung. Auf den Straßen und Plätzen Gruppen von Mädchen und Burschen in hübscher Nationaltracht: neben dem stolzen Kastilier, der gravitätisch einherschreitet, der windige Andalusier, der fröhliche Katalane, der ernste Basko. Pfeifen, Kastagnetten, Tambourins. Und auf einem der Plätze, im Kreise,

bei den Händen gefaßt schwingen sie in rhythmischen Bewegungen, jetzt einen Schritt vor, nun einen Schritt zurück, dann nach der Seite, und Arme, Beine, Köpfe — der ganze Körper schwingt bald in langsam-anmutiger, bald in wirbelnd-feuriger Bewegung die „Sardana“, den Volkstanz. Die Augen leuchten, und eine wunderbare, alte Volkweise singt dazu von der Freiheit und Unabhängigkeit des Volkes von Katalonien.

Weiter! Vorbei an den großen Palästen in der Calle de Caballeros mit den Erzeugnissen der spanischen Technik, des nationalen Handwerks. Wo die Kunst der Eisen- und Stahlverarbeitung wetteifert mit der der Tapetenmacher, der Glaser und Kristallbläser, der Keramiker. Wo Zigeuner und Zigeunerinnen sich an den Fremden herandrängen, um ihm wahrzusagen. Und dann tritt man durch ein Tor (Nachbildung des arabischen Tors von Avila) in die Stadt der Baukunst, in das Gebiet des „Pueblo Espanol“ ein.

Alle großen Bauwerke Spaniens sind hier vereinigt, das heißt man hat sie nachgebildet; 150 Gebäude auf 40 000 Quadratmetern unter einem Kostenaufwand von 5 Millionen Peseten. Da sind Bogen, durch die der Sieger von Navarino, Don Juan d'Autria, oder wohindurch Cervantes einst gegangen ist. Hier unter Zypressen, umrauscht von sprühenden Fontänen, ein kleines romanisches Kloster, dort die Grabas von Santiago, erinnerungsreiche Bauwerke Madriids, Saragossas, Segovias, Granadas und Sevillas sind hier zusammengetragen und auf ein paar Schritte voneinander entfernt.

Gewiß, überaus lehrreich, imponant und eindrucksvoll ist dies; aber leider hat man die verschiedenen Himmelsstriche und die Umgebung, und was alles sonst zur Wirkung gehört, nicht mit herbeitragen können. Ein Anschauungsunterricht spanischer Kunst, die immer ihre eigenen Wege gegangen ist, auch in den verschiedenen Landschaften, wie heute noch in den grotesken, merkwürdigen Muschelfassaden Barcelonischer Privathäuser und offizieller Gebäude. Neues Leben in Spanien, freilich! Aber ebenso gewiß viel Stagnierendes, vieles von dem Volk der Toreros und der Grand Bellerinas. Und der unerträgliche Geruch, dicht bei der Plaza Mayor, von Bunuelos, dem katalanischen Nationalgericht, die in zischendem Del baden.

Dr. Kurt Berendt.

Die Bestrafung eines chinesischen Regengottes.

Der Aufstand in Kansu, einer entlegenen Provinz im Nordwesten des großen chinesischen Reiches, der nun schon seit einem Jahr wütet, hat eine schreckliche Notlage hervorgerufen, die durch Mißernte und verfehlte Bodenbewirtschaftung ins Unermeßliche gesteigert wird. Die Nahrung der armen Bevölkerung von Kansu besteht jetzt aus Baumrinde, Stroh und Spreu, ja in vielen Orten sind schon Fälle von Kannibalismus festgestellt worden. Trotzdem zwingen die Provinzialbehörden die Bauern noch immer, statt Getreide Opiumpflanzen anzubauen, da sie davon hohe Steuern einheben können. Allerdings raten sie den Bauern, die Opiumplantagen in einiger Entfernung von der großen Straße anzulegen, damit man die Gewächse nicht sehen könnte, denn die Behörden haben Kenntnis, daß demnächst eine Völkerbundkommission, deren Zweck die Bekämpfung des Opiumhandels ist, kommen wird.

In dieser von Hungersnot so schwer heimgesuchten Provinz spielte sich, wie ein holländischer Missionar mitteilt, kürzlich folgender charakteristischer Zwischenfall ab. In einem Dorf hatten die Bewohner den „Regengott“ gebeten und angefleht, regnen zu lassen, damit die verheerende Dürre ein Ende nehme. Sie schmeichelten und drohten, aber es nuzte nichts. Schließlich packten zwei resolute Kerle den Gott, trugen ihn aus der Pagode auf einen hohen Berg und setzten ihn dort mit den Worten nieder: „So, nun sollst du selbst einmal spüren, was es heißt, der brennenden Sonne ausgesetzt zu sein, ohne einen Tropfen Wasser, um den Durst zu stillen!“

Der Aufstand ist von dem mohammedanischen Teil der Bevölkerung von Kansu entfacht worden. Im Vorjahre fielen den Kämpfen schätzungsweise zweihunderttausend Menschen zum Opfer, und es hieß, daß der Aufstand bereits unterdrückt sei. Jetzt erfährt man aber, daß er fortgewütet und nun neue Kraft gewonnen hat. Die Mohammedaner verfügen über eine Armee von fünfundzwanzigtausend gut ausgerüsteten Reitern, die unter dem Befehl eines achtzehnjährigen Burschen stehen, der Ma Tschong Jing heißt

und der „Kleine General“ genannt wird. Seine Soldaten hängen mit besonderer Liebe an ihm. Die Missionare behandeln er gut, aber gegen die Bewohner der Städte geht er erbarmslos vor. Überall werden die Lebensmittel beschlagnahmt, die Häuser in Brand gesteckt und die Bewohner getötet. Am meisten litt die Stadt Wintschau, die dreimal geplündert und gebrandschatzt wurde, zuerst durch die Truppen des „Kleinen Generals“, dann durch die Arme Fengs, der die Mohammedaner verfolgte, und schließlich durch eine Division der nationalistischen Armee, die Feng zu Hilfe eilte.

„So billig macht's keiner sonst . . .“

Schon immer, auch als die Menschen noch längst nicht so stark materialistisch veranlagt waren wie heutzutage, gab es Profitlüchtige genug, die da vermeinten, sich für einen schönen Bagen Geld bereits zu Lebzeiten den Anatomen in „Verschneidewecken“ verschreiben zu können. Selbst gegenwärtig treffen im Laufe eines Jahres viele Hunderte von Angeboten dieser Art bei den Universitäten ein, wiewohl es natürlich den Anatomen schon die einfachsten sittlichen Gesetze verbieten, von derartigen Angeboten Gebrauch zu machen, ganz abgesehen von den gesetzlichen Bestimmungen.

Wie man solchen Profitlüchtigen eine erfolgreichere Abfuhr erteilen kann, das bewies vor einigen Jahrzehnten ein westfälischer Gelehrter, dem eines Morgens folgendes originelle Schreiben auf den Tisch flatterte:

„Ich brauchte 120 Mark für Anschaffung von ein par neu Möbbeln. Schick Sie mir daß Geld halt ab, daßn könne Sie mir später wenn ich tod bin, übernehm für die Unvürstätt zum Verschneiden. So billig machts kein sonst. E. K.“

Der Universitätsprofessor schrieb zurück: „Bevor ich mich zum Ankauf entschließe, wollen Sie mir mitteilen, ob Sie noch ganz gesund sind. Ferner, ob Sie schon geimpft sind und wie schwer Sie sind.“

Einige Tage später hatte der Gelehrte einen neuen Brief im Besitz, in dem sämtliche Fragen mit größter Gewissenhaftigkeit beantwortet waren. Das Schreiben gipfelte in der Anforderung: „Abber nu endlich daß gelt abschicken, es eilt!“

Darauf gab der Professor die nachfolgende Antwort: „Das höchste, was ich bezahle, find 25 Mark. Das Geld können Sie

In Empfang nehmen, wenn Sie sich in vierzehn Tagen mit einer polizeilicherseits ausgestellten Abschachtungsgenehmigung vor dem Portal II des hiesigen Schlachthofes (Abteilung Rindvieh) in sauber gewaschenem Zustande einfinden. Vierundzwanzig Stunden vor Ihrem Eintritt wollen Sie bitte eine strenge Fastenkur durchmachen."

Der Briefwechsel, wie überhaupt die ganze Angelegenheit, war damit erledigt. Der "billige Mann" hatte niemals mehr etwas von sich hören lassen . . .

Ein rätselhafter Volksstamm in Südamerika.

Ein höchst merkwürdiges Volk in Amerika, die Siriono, ist im Innern Boliviens schon vor Jahren von Franziskaner-Missionaren entdeckt, doch erst neuerdings vom Ingenieur Robert Gerstmann näher untersucht worden.

Der Typus der Siriono ist nicht indianisch, er erinnert vielmehr etwas an den Typus der Papuas in der Südsee. Ein indianischer Einschlag ist freilich nicht abzuleugnen. Die Siriono kennen keine Bekleidung, ihre Werkzeuge sind die Zähne des Nabelschweins, selbst ihr Schmud ist ganz ursprünglicher Art. Ihr Körperbau ist von auffallender Schlankheit, der Bartwuchs ist stark entwickelt. Da die Siriono zuweilen Kinder aus anderen Stämmen rauben sollen, ist das Auftauchen indianischer Typen begreiflich. Dieses Völkchen ist äußerst misstrauischer Natur. Man muß sie fortwährend angrinsen, sonst verfinstern sich förgleich ihre Mienen, und der Versuch, einen ihrer Pfeile mitzunehmen, brachte Gerstmann in Lebensgefahr. Die Herkunft dieses seltsamen Völkchens, sein Vorhandensein im Innern eines sonst nur indianischen Erdteils, bleibt vorläufig ein unergründliches Rätsel. Aus ihrer Sprache lassen sich keine Folgerungen ziehen, weil sie keine Sprache besitzen; sie unterhalten sich nur durch Flüsterlaute und Gebärden.

Gas in Zahlen.

Als die Elektrizität ihren Siegeszug über den Erdball antat, hat es nicht an Propheten gefehlt, die dem Gas den alsbaldigen Untergang voraussagten. Wenn es auch zu einem erbitterten Wettkampfe mit der Elektrizität kam, so sind auch hier, wie so häufig, nun erst recht die wertvollsten Kräfte freigemacht worden. Das Gas hat nicht nur seine Weltgeltung im früheren Umfange erhalten können, es hat sein Feld trotz der scharfen Konkurrenz sogar weiter ausgedehnt.

Dem klaren statistischen Beweise, den die große Berliner Schau „Gas und Wasser“ zusammengetragen hat, ist kaum noch etwas hinzuzufügen. Die starke unaufhaltsame Aufwärtsentwicklung gerade auch in der neueren Zeit zusammen mit den riesigen organisatorischen Plänen, die in den nächsten Jahren weiter verwirklicht werden sollen, bezeugen mit aller Deutlichkeit, daß das Gasproblem in eine ganz neue Ära eingetreten ist, daß sich Dinge gestalten, die gerade für Deutschland die allergrößte Bedeutung haben.

Zurzeit werden mit Gas beleuchtet: 64 Prozent aller deutschen Straßen, 83 Prozent aller Berliner Straßen, 69 Prozent aller Berliner Wohnungen. Gasglühstrümpfe werden verbraucht: in Deutschland rund 40 000 Millionen, in England rund 50 000 Millionen, in der ganzen Welt rund 150 000 Millionen. 1,25 Millionen Gasmotore sind unter Verwendung von Leuchtgas, von Generatorgas usw. in Betrieb. Im verflochtenen Jahre sind allein in den Vereinigten Staaten über zwei Milliarden Kubikmeter Gas an die Elektrizitätswerke zur Erreichung von Spitzenleistungen geliefert worden. In den beiden letzten Jahrzehnten hat sich in Amerika die Verwendung von Gas in den industriellen Betrieben verdreifacht. Auch in Deutschland ist namentlich nach dem Kriege der Gasverbrauch in der Industrie um ein ganz beträchtliches gestiegen. Die Kurve des Gasverbrauches hat im kommenden Jahrzehnt jedoch eine noch bedeutendere Aufwärtsbewegung zu gewärtigen, denn die Gasfernversorgung und die Gruppen-Gasversorgung eröffnen für die Gaswirtschaft eine völlig neue Entwicklung.

1500 Mark für einen Strick!

Im Grenzwalde des böhmisch-mährischen Gebietes hat man die Leiche eines unbekanntes Mannes gefunden, der sich dort an einem langen Strick erhängt hatte. Als sich diese Nachricht in der Umgegend verbreitete, kamen Leute von weit und breit, um sich ein Stückchen von dem Strick abzuschneiden. Im schönen Böhmerwalde ist man nämlich durchaus von den glückbringenden Eigenschaften eines Selbstmörderstrickes überzeugt. Es kam an dem Tatort zu einigen sehr temperamentvollen Auseinandersetzungen zwischen der Bevölkerung. Es kam sogar zu einer tüchtigen Prügelei, an der auch das zarte Geschlecht nach Möglichkeit beteiligt war. Schließlich fielte der Vorsteher des Ortes ein salomonisches Urteil:

Er versteigerte den Strick und strich dafür die annehmbare Summe von 12 500 Kronen — umgerechnet 1500 Mark — ein. Die Summe ließ er den Ortsarmen zugute kommen.

Eigentümliche Vergiftungen durch frische Fische. Während Fischvergiftungen im allgemeinen nur bei längerer Aufbewahrung toter Fische entstehen, gibt es doch auch Fische, von denen schon in frischem Zustande bestimmte Teile giftig wirken. So hat die Barbe während der Laichzeit giftigen Kogen. Ausnahmsweise ist er auch vor dieser Zeit giftig. Der Schleim der Neunaugen erzeugt schwere Durchfälle. Deshalb soll von den Neunaugen die Haut abgezogen werden, oder die Fische müssen mit Salz bestreut werden. Neunaugen und Flußaal enthalten ferner im Blut eine dem Schlangengift ähnliche Substanz. Diese wirkt aber nur in rohem Zustande giftig, und es sind größere Mengen zu einer wirklichen Vergiftung erforderlich. Jedoch ist es als Hautgift wieder gefährlicher, als wenn es in den Magen gelangt. Beim Saniieren mit rohen Neunaugen und Aalen ist deshalb Vorsicht geboten. Gelangt das Gift in das Augenlid, so ruft es Entzündungen hervor; deshalb hüte man sich, bei der Zubereitung des Fisches die Augen zu reiben. Durch Kochen wird dieses Gift vollkommen unwirksam gemacht.

Furchtbare Rache einer Frau. In Vocoarno wird zur Zeit ein sensationeller Prozeß verhandelt. Eine Frau ist wegen Mordversuchs angeklagt worden. Die Beschuldigte war die erste Frau eines Kaufmanns. Die Ehe wurde geschieden, weil sie kinderlos blieb. Bald nach der Scheidung heiratete der Kaufmann eine andere Frau, und im Laufe der Monate erzählte er im Kreise seiner nächsten Bekanntschaft, daß ihm in der neuen Ehe allen Anzeichen nach das erste Glück der Vaterschaft bevorstehe. Seine junge, dem Mutterglück entgegensehende und verwöhnte Frau erhielt nun täglich Blumengewinde und andere Aufmerksamkeiten. Eines Tages wurde ihr ein Paket zugesandt, das einen herrlichen Chrysanthemenstrauch enthielt. Hoherfreut ergriff ihn die Beschenkte, sank aber plötzlich vor Schreck ohnmächtig zusammen. Aus dem Blumenstrauch hing der Kopf einer Ratte mit weitgeöffnetem Rachen heraus. Bei der Untersuchung ergab sich, daß das giftige Reptil bereits tot war. Das Unglück nahm für die entsetzte Frau aber doch seinen Lauf; sie geriet infolge einer Frühgeburt in schwere Lebensgefahr. Die polizeilichen Nachforschungen wurden eingeleitet, und bald kam man auf die Spur der Uebelkäterin, die niemand anders war als die erste Frau des Kaufmanns. Sie gestand dann auch, die Schlange an ihre glücklichere Nachfolgerin abgesandt zu haben. Der Staatsanwalt erhob die Anklage wegen Mordversuchs, da die Gerichtssachverständigen nachwiesen, daß die Schlange bei ihrer Einsperrung in das Blumenpaket gelebt haben muß. Die Angeklagte leugnet zwar hartnäckig die Mordabsicht, sie läßt sich nur zu dem Geständnis bewegen, daß sie ihrer Nachfolgerin einen Schreck einjagen wollte.

Indisches Kinderland. Eine Frau Dr. Elizabeth Sloan Chesser, eine englische Ärztin, die sich auf einer Studienreise durch Indien hauptsächlich mit der brennenden Frage der Kinderfürsorge und des Säuglingswesens beschäftigt hat, berichtet in einem Londoner Blatt über ihre Beobachtungen: „Nirgends gibt es ein Land, das man, wie Indien, als ein Kinderland bezeichnen kann. Die Kinder liegen auf den Straßen oder schlafen hinter den großen Landhäusern stundenlang in der Sonnenglut. Wohin der Fremde geht, folgen sie ihm in Scharen, lachend, schwägend und unaufhörlich ihr „Salam“ entbietend. Man sieht wenig Frauen auf den Straßen, während sich in den Gassen der Basare Männer, Kinder und Hunde in buntem Durcheinander drängen. Die Kinder, die man sieht, sind für ihr Alter recht zurückgeblieben. Die Ziffer der Kindersterblichkeit ist entsetzlich hoch, was einmal auf den Mangel an hygienischer Fürsorge, zum andern auf Gedankenlosigkeit und Unkenntnis zurückzuführen ist. Bedenkt man freilich, daß sich die bettelarmen Mütter Tag für Tag mit einer Handvoll Reis als Tagesmahlzeit begnügen müssen, daß viele mit einem Ana im Werte von 10 Pfennigen am Tage auskommen müssen, so wird man ihnen kaum einen allzuschweren Vorwurf daraus machen dürfen, daß sie sich ihrer kleinen Töchter — in Indien macht man mit Mädchen überhaupt nicht viel Aufhebens — nicht sonderlich annehmen. Man kann sich höchstens wundern, daß die Kleinen überhaupt noch am Leben bleiben.“

fröhliche Ecke.

Dialog vor der Kunstakademie. „Also von morgen ab ist es aus mit Obst und Stilleben — ich komme zum Altzeichnen!“

„Aha — also nicht, wie der Adam von der Eva zum Apfel, sondern vom Apfel zur Eva!“